

Die Franzosenzeit in Anklam (1806–1812).

Nach einem zeitgenössischen Bericht*) des Anklamer Bürgers J. F. C. Sellin von Otto Bollnow.

Anno 1806 im Monat Juni landeten die Russen und Schweden gemeinschaftlich in Schwedisch-Pommern, um einen Einfall ins Hannoversche zu machen, welches von französischen Truppen besetzt war, worauf hier in Pommern von preussischer Seite eine Armee von 30 000 Mann zur Beobachtung zusammen gezogen wurde. Das Hauptquartier war in Pasewalk, und wir hatten hier ein paar Kompagnien Fußjäger und ein kleines Kommando von Königin-Dragonern in Quartier. Weil aber die Anzahl so klein war, daß wir Einwohner nicht alle Einquartierung kriegen konnten, so wurden sie nur bei bemittelten Bürgern einquartiert, auf einen Monat, und dann weiterverlegt, und das war nicht drückend.

Im September, nachdem Vereinbarungen mit England, Rußland und Schweden getroffen waren, zogen sich die hier versammelten Truppen aus Pommern weg, und es ging nach Sachsen gegen die R. R. französische Armee, und es kam an der weit und breit berühmten Saale bei Jena und Auerstädt zu der für die preussische Monarchie in der Folge so unglücklichen Schlacht am 14. Oktober, worauf der schreckliche Rückzug und die Zerstreuung der preussischen Armee erfolgte, so daß schon 6 Tage darauf von der zerstreuten Armee viele Wagen, Pferde, Infanterie und Kavallerie von allen Regimentern hier ankamen und sich ohne eine gehörige Einteilung vor dem Tor, in den Gärten und Häusern und wo sie nur konnten, einquartierten. Obgleich sie Mehl genug bei sich hatten und auch Geld, litten die Leute doch Mangel. Die Bäcker konnten nicht soviel Brot backen und liefern, als nötig war. Zwar wurde den armen Leuten von der Bürgerschaft freiwillig Essen und Trinken auf öffentlicher Straße gereicht. Welche zogen durch nach der Insel Usedom und so nach Wollin und durch Hinterpommern nach Preußen, wo sich die Armee gesetzt hatte und wo sich der König befand. Viele blieben hier, und es kamen immer mehr dazu. Zum Glück war au-

ßerordentlich schönes Wetter, so daß die Menschen, was sonst um diese Jahreszeit ungewöhnlich ist, auf dem freien Felde und auf den Straßen unterm freien Himmel liegen konnten.

Auf dem freien Felde machten sie sich Feuer an, wozu die Zäune und die Bewehrung der Gärten das Holz hergeben mußten. Ich ließ meine Zäune und Gärten bewachen und hatte in der Nacht vor Ankunft der Franzosen selbst die Wache; aber während einer kurzen Abwesenheit des Morgens hatten sie mir doch das ganze Gelände nebst den Torflügeln mit den Pfosten und allem weggetragen. Ich mußte es mir, als die Ruhe wieder hergestellt war, wieder machen lassen, was mir viele Kosten verursacht hat.

Die Truppen häuften sich immer mehr an, bis dann unter dem bayrischen General Bekker die ersten feindlichen Kavalleristen in Anklam einrückten. Die Preußen zogen sich nach jenseits der Peene über die Brücke zurück und zogen die Brücke auf. Dann nahm das Schießen mit Gewehren seinen Anfang und dauerte bis Nachmittags 4 Uhr, worauf alsdann Parlamentäre eintrafen und die Preußen sich mit ihrer Bagage und allem, was sie hatten, zu Gefangenien ergaben und am folgenden Tage durch die Stadt zogen und vor dem Tore ihre Gewehre und Waffen niederlegten und ihre Pferde abgaben. Die Soldaten, besonders Infanterie, wurden in die Kirchen gesperrt, und die Bürgerschaft wurde aufgefordert, ihnen Essen und Trinken dahin zu bringen. Die Kavallerie war auf freiem Felde eingeschlossen, und die Bürgerschaft brachte, teils freiwillig, teils dazu aufgefordert, Essen und Trinken heraus.

Die fremden Truppen mußten verpflegt werden, auf dem Felde, wo die meisten sich aufhielten, und auf den Dörfern, mit Wein, Bier, Branntwein; vorzüglich Weißbrot und gekochtes und gebratenes Fleisch mußte nach den Wachen und auf die Posten gebracht werden. Es war ein fürchterliches Schauspiel, wie wir armen, bedrängten Einwohner mitgenommen wurden. Auch wurde hin und wieder geplündert, und die Leute wurden in Angst und Schrecken gesetzt. Sie gaben gutwillig ihr

*) Die Urschrift stammt aus der Röslerschen Sammlung und wird im Anklamer Heimatmuseum aufbewahrt.

bischen erspartes Geld heraus. Doch traf es die in der Stadt nicht so hart als die in der Vorstadt und auf dem Lande.

Bestimmte Einquartierung bekam ich die kurze Zeit nicht, weil nur wenige in der Stadt waren.

Nachdem alle preußischen Gefangenen über Friedland wegtransportiert und die erbeuteten Sachen, soweit sie transportabel, nach Stettin gebracht waren — die Kriegskasse war glücklich zu Schiff gebracht und durch den Schiffer Häfke nach Königsberg gerettet worden —, mußte die Stadt Pferde und die viele Menge von Pack- und Munitionswagen für bares Geld annehmen. Viele hundert schöne Pferde wurden bei der Redoute am Ende des Dammes totgestochen, sowie auch vor dem Tor viele, ja viele von — dem Scharfrichter seinen Leuten totgemacht, um nur das Leder zu erhalten. Die von der Stadt angenommenen Pferde wurden meistbietend verkauft für einen billigen Preis. Man konnte auch wohl welche umsonst kriegen. Die Kinder und Jungs auf der Straße hatten Pferde, sie holten sich welche, wer nur Herz hatte, vom Paradeplatz, der ganz voll war davon, nebst Sattel und Geschirr.

Nach diesem Auftritt zog sich die französische Armee nach Preußen, wo sich die preußische und russische Armee gesetzt hatte, und wo es dann zu harten und blutigen Gefechten kam und endlich der Tilsiter Friede erfolgte. Von kleinen Durchmärschen waren wir zwar nicht befreit; aber es war doch eine kleine Stille eingetreten, nur Lieferungen und Abgaben erfolgten.

Im November 1806, nachdem alles still und geruhig war, nahm ich mir vor, eine kleine Landreise zum Einkauf von Korn und Viktualien auf dem Lande zu machen. Ich ritt darum mit einem schönen Pferde, das ich damals hatte, von Hause weg. Unterwegs begegnete mir ein französischer Offizier im Wagen. Ich ließ ihn fahren und ritt getrost weiter. Auf dem Grüttowschen Damm begegnete mir ein hiesiger Bürger mit Namen Ahrenholz, der von Rostock kam mit einer Ladung Heringe. Ich frug ihn, was Neues passiere, worauf er sagte, er wäre vorgestern in Rostock gewesen, da wären 7000 Mann Franzosen eingerückt und wären ihm immer nachgekommen und immer dicht hinter ihm gewesen. Ich glaubte sie aber doch noch immer

weit entfernt und ritt getrost weiter, da ich meinen Weg zuerst auf Jarmen nach meiner Tochter, der Wiebckern, nehmen wollte. So kam ich bis nahe vor die Stadt. Aber wie erstaunte ich, als ich Infanterie und Kavallerie mit Trommeln und Blasen zum Tore hinein reiten sah. Ich sprang sogleich vom Pferde, lief bei dem Müller Becker hinein und bat um Raum und Platz für mein Pferd, was er mir aber abschlug, weil er all sein Vieh im Stalle hätte und kein Platz leer wäre. Ich lief nach dem Klinkenberg, wo denn der damalige Besitzer sogleich so gefällig war, seine Scheune aufschloß und mein Pferd hineinzog. Ich lief nach der Stadt, mich nach meinen Kindern umzusehen und zu erfahren, ob ich wieder zurück mußte, und ob es Gefahr hätte, wieder zurückzukommen oder nicht. Durch Zufall kam der französische Kapitän A. Prieß, Inhaber einer Kompagnie Fußjäger, nebst dem Rittmeister, dessen Namen ich vergessen habe, Inhaber einer Eskadron holländischer Dragoner, in Quartier bei meinem Schwiegerohn, wo ich denn erfuhr, daß sie den andern Tag nach Anklam wollten und von da nach Uckermünde, welches ihr Bestimmungsort war, und daß sie die Avantgarde von des Marschalls Mortier Korps waren (jetzo Herzog von Treviso). Ich beschloß also, meine Reise einzustellen und wieder zurückzugehen. Und da ich befürchten mußte, unterwegs herumstreifende Franzosen anzutreffen, welche mich vom Pferde abhoben und zu Fuße gehen ließen, so beschloß ich nach näherem Bedenken, mit den Herren in Gesellschaft zurückzufahren und ihnen zugleich zum Wegweiser zu dienen, was ich ihnen auch versprach. Und so ging des andern Morgens die Reise fort, wo ich denn das Glück (oder Unglück) hatte, die Avantgarde vom Korps des Marschalls Mortier in Anklam einzuführen und sie bis vor das Rathaus zu bringen, meinem Versprechen und ihrem Wunsche gemäß. In Jarmen ging sogleich bei ihrem Eintritt das Requirieren los. Außer Essen und Trinken forderten sie 50 Paar Schuhe. Als die Schuhmacher zusammenkamen und sich beklagten, daß sie nicht instande wären, die Schuhe bis zum nächsten Morgen fertig zu machen, und ich auch meine Bitte mit den ihren vereinigte und dem Kapitän sagte, daß in dem kleinen Städtchen nicht so viel Leder wäre zu 50 Paar Schuh, geschweige, daß die Schuhmacher solche bis

morgen früh fertigmachen könnten, machte er den Schuhmachern den Vorschlag, sie sollten seinen Leuten, wenn der eine oder andere von ihnen käme und seine Schuh entzwei wären, solche flicken, womit beide Teile einverstanden waren, und damit war die Sache mit den Schuhmachern abgemacht. Aber da sie sahen, daß mein Schwiegersohn einen offenen Laden hatte von Ellenwaren, so requirierten sie einige Stücke holländische Leinwand, worüber sie mit Bewilligung des Bürgermeisters einen Schein ausstellten, welchen der Bürgermeister mit unterschrieb. Die Bezahlung dafür sollte, da es für allgemeine Rechnung ging, von der Kommune zusammengebracht werden. Diese Forderung sowohl als eine nachherige ist durch die Bürgerschaft verweigert worden und durch Urteil und Recht in 2 Instanzen und durch Zwangsmittel erst im Jahre 1813 erfolgt.

Am 11. Dezember kam denn also der Marschall Mortier mit seinem Korps an, und ich erhielt gleich den ersten Tag 12 Mann, Sergeantmajor u. dergl., vom 65. Infanterieregiment Franzosen Einquartierung. Weil ich glaubte, ihr Aufenthalt würde hier von so kurzer Dauer sein wie in Jarmen, sie würden hier höchstens einen Ruhetag nehmen, um dann zur großen Armee zu gehen, und mich und meine Frau keiner Mißhandlung aussetzen wollte, fragte ich in meiner Einfalt und Dummheit am ersten Abend einen, der etwas Deutsch konnte, was ihnen morgen früh gefällig wäre, Kaffee oder Branntwein oder Suppe, wie früh sie solche haben wollten und wann die Trommel zum Abmarsch schläge, worauf ich zur Antwort erhielt: „Wenn die Trommel schlägt, marschieren wir; Trommel nicht schlägt, marschieren nicht.“ Aber, du lieber Gott, es verfloßen 7 volle Wochen. Die Trommel schlug nicht, marschiert wurde nicht; wohl aber kamen alle Tage mehrere dazu, so daß ich endlich in allem 23 Personen in Quartier hatte, wovon die ersten 12 Sergeanten hinten in der Stube logierten, 7 Gemeine vom 72. Regt. auf dem Boden in Kammern und vorne bei mir in der Stube 4 Chasseurknechte, die ihre Pferde und Wagen vor dem Steintor in der Lohmühle hatten, und wovon einer immer des Nachts draußen bei den Pferden war, und die andern drei lagen bei mir vorne in der Stube.

Weil ich, wie oben bemerkt, glaubte, daß es nur eine kurze Zeit wäre, empfing ich

meine ersten Gäste mit einem Quart Malaga. Des Morgens erhielten sie erstlich reinen Kaffee mit Zucker, und den verbrauchten sie nicht mehlig, nachher gab ich ihnen Franzbranntwein (weil ich 2 Anker davon im Keller liegen hatte), Butter und Semmel. Zu Mittag erhielten sie Suppe, Zugemüse mit Fleisch und Kartoffeln (die nie fehlen durften) und Braten, nebst Butter und Käse und 2 Mann ein Quart französischen Wein. Bier mußte ich alle 2 Tage $\frac{1}{2}$ Tonne haben, welche ich mit 2 Taler 16 Groschen bezahlen mußte. Des Nachmittags wieder Kaffee, des Abends Suppe, Zugemüse und Fleisch und abermals pro Mann $\frac{1}{2}$ Flasche Wein. Dieses dauerte 8 Tage, da wurden diese 12 ausquartiert, und ich erhielt 12 andere. Nun fing ich an abzugeben, weil ich wohl einsah, daß ich dieses nicht lange aushalten könnte. Ich wollte den Wein ganz abbrechen; aber das ging nicht. Nun bekamen sie nur mittags welchen und wovon sie sich einige Flaschen aufhoben bis zum Abendbrot. Alles andere verblieb. Die gemeinen Soldaten und die Knechte haben keinen Wein erhalten, wohl aber Bier und Branntwein. Weißbrot mußte alle Tage für 12 Groschen geholt werden, teils in der Suppe, teils zum Essen, und zwar des Morgens früh zwischen 3 und 4 Uhr. Wer später bei den Bäckern kam, erhielt nichts mehr, teils weil sie kein Mehl konnten gemahlen kriegen, teils weil sie mit Kommibrotbacken überhäuft waren.

Meine Frau, welcher die Last am schwersten auflag, hatte wenig Ruhe bei Nacht, und am Tage schon ganz und gar keine. 21 Personen Einquartierung, welche an 3 verschiedenen Orten mit 3 verschiedenen Sorten Speise sollten gespeist werden, dazu meine häusliche Besatzung (Mann, Frau, Sohn, 2 Dienstmädchen, eine kleine Enkelin), in Summa 27 Personen, wofür meine Frau den Tisch besorgen mußte. Da nun nicht möglich war, solches alles mit den 2 Mädchen zu bewerkstelligen, mußten noch ein paar Frauen angenommen werden zum Kartoffelschälen und Einholen der Waren. Genug, in meiner Küche und auf meinem Herd sah es so aus, als wenn alle Tage Hochzeit und Kindtaufe im Hause wäre.

Ich lag oben in einem ungeheizten Zimmer, die Mädchen ebenfalls oben in einer verschlossenen Kammer, meine Frau mit dem

kleinen Mädchen unten in der Stube, mein Sohn auf der Bank und die 3 Knechte in der Stube auf Streu. Vor 11 Uhr, auch wohl 12 kam man nicht zu Bett, und um 3 Uhr, spätestens um 4 Uhr mußte man wieder auf den Beinen sein, und so ging es 7 Wochen lang.

Bei der Gelegenheit sah ich wohl ein, daß es ein Glück war, wenn man nur gesund war. Ich frug darum meinen Hausarzt, was für ein Mittel anzuwenden sei, die Gesundheit zu erhalten und das Haus vor ansteckenden Krankheiten zu bewahren. Er gab mir den Rat, des Morgens fleißig mit Essig und Wacholder zu räuchern und oft Pulver aufblitzen zu lassen und so viel wie möglich die Zimmer mit frischer, reiner Luft anzufüllen. Das geschah denn auch täglich 2 bis 3 mal. Mir und meiner Frau empfahl er, alle Morgen einen guten Schluck Brantwein zu nehmen, was mir aber schwer wurde erst zu lernen; denn ich war 54 Jahre alt geworden und hatte nie welchen im Mund gehabt, ausgenommen einmal gegen Zahnschmerzen, geschweige daß ich welchen getrunken hätte, ob ich gleich 36 Jahre lang, und meine Eltern stets, welchen fabriziert hatte. Doch hatte ich dann und wann ein Glas Wein getrunken, welcher jetzt aber so teuer wurde, daß er nur mit schwerem Gelde zu haben und dabei schlecht war, weil alles, was noch da war, für das Militär und das große französische Lazarett gebraucht wurde, und neuer kam nicht dazu, weil die See und Zufuhr gesperrt war. Der alte wurde alle oder wurde schlecht und mußte teuer bezahlt werden. Ich mußte also meine Zuflucht zu einem Gläschen Likör nehmen, den ich mir selbst nach dem Rat des Arztes machte. Doch habe ich ihn nie anders gebraucht als in dringenden Fällen und ihn, Gott sei gelobt, nie Herr über mich werden lassen, sondern ihn nur als Medizin gebraucht. Meiner Frau gab ich den Schlüssel zu der Geldkasse und sagte: „Nimm nur immer heraus, solange noch was da ist; denn ich sehe wohl ein, wer hier mit gesunden Gliedern und mit dem Leben davon kommt, der kann von großem Glück sagen.“ Gott sei gelobt dafür, wir hatten in unserm Hause nicht einen Kranken, geschweige einen Toten, und es bleibt ein Wunder, da wir täglich 30 Personen in unserm Hause waren und die Sterblichkeit in der Stadt groß war. Viele Menschen starben vor Sorge und Gram und viele durch die grausame Anhäufung von

Menschen in den Häusern, so daß in dem Jahre 1807 mehr Leute starben, als sonst gewöhnlich in 5 bis 6 Jahren zu Grabe getragen werden. Kurz, es war eine schreckliche Zeit, woran ich denken werde, solange mir Gott das Leben läßt.

Einige Tage nach der Ankunft des Mortierschen Korps kommt mein Nachbar, der Müller Kremer, der vor dem Tor bei meiner Scheune wohnt und einen reitenden Artilleristen nach meinem Hause weisen muß. Dieser fordert mir den Schlüssel zu meiner Scheune ab. Ich will erst nicht, aber da heißt es: „Muß! Allons, tout de suite! Geschwind!“ Ich muß! Was will ich tun? Ich nehme also den Schlüssel, gehe hinaus, die Scheune wird aufgeschlossen, aufgeräumt, und es dauert keine Stunde, so kommen viele Pulverwagen an mit Pulver. Es wird abgeladen, und siehe da, in Zeit von wenigen Stunden ist meine Scheune als Pulvermagazin eingerichtet. Es wurde eine Schildwache davor gestellt, des Nachbarns Klager Haus zur Wache genommen, und ich hatte das Nachsehen. Wenn ich in der Folgezeit mich mal nach meiner Scheune umsah und noch 30 oder 40 Schritt entfernt war, so wurde ich schon durch Winken zurückgewiesen.

Nun hatte ich 3 Rüge und ein Pferd im Stall und kein Futter. Heu und Stroh war in der Scheune, und ich durfte es nicht holen. Ich ließ mir ein Attest von dem Kapitän als Kommandeur der Artillerie geben, daß meine Scheune mit Gewalt zum Pulvermagazin genommen wäre; aber das half mir auch nicht viel. Der Kapitän sagte, ich sollte mit dem Attest nach der Stadtbriegkeit gehen, die mußten und würden mir so viel Heu und Stroh geben, als ich brauchte. Ich tat es, ging damit nach dem Rathause und zeigte meine Schrift vor. Die Bedauerten mich recht sehr; aber helfen könnten sie mir auch nicht; denn sie hätten allein nichts, gaben mir aber den Rat; ich sollte zu dem Oberkommissar Morcell gehen, der das Korn- und auch das Heu- und Strohmagazin in Verwaltung hätte. Auch das tat ich. Der gab mir zur Antwort, er hätte wohl das Recht, Korn, Heu und Stroh aus dem Magazin an Militär herauszugeben, aber nicht an Bürger, und wies mich wieder an die städtischen Behörden. Da ich nun wohl sah, daß ich nirgends Erhöhung bekam, so mußte ich kaufen; aber von wem?

Die Bortorfschen Bürger mußten liefern und hatten starke Einquartierung von Kavallerie, die es ihnen heimlich wegnahmen; auch ging der Winter erst an. Sie konnten nicht wissen, wie es noch käme; deshalb konnte keiner was verkaufen. Was konnte ich tun? Ich mußte mein Vieh abschaffen oder auch tothungern lassen, wenn ich kein Futter beschafft kriegte.

Da wurde mir von jemand der Rat gegeben, französische Ration zu kaufen. Es wären viele von dem Unterstab, wie Doktoren, Beamte u. dgl., die Ration kriegten und solche verkaufen. Es ist zwar nicht recht, und es wurde auch in der Folge verboten; aber mich trieb die Not, und so mußte ich es tun, wenn ich nicht mein Vieh wollte tothungern lassen.

Am 28. Januar wurden wir unsere Gäste los; denn da geschah der Uebergang über die Peene an verschiedenen Orten in das schwedische Pommern. Aber meine Scheune blieb Pulvermagazin, es wurden alle Tage Patronen darin gefüllt. Nach Verlauf von 10 Wochen bekam ich sie wieder in meine Gewalt. Aber, wie sah es darin aus! Ich hatte Eichen- und Fichtenbretter darin, wovon sie welche genommen hatten, um sich einen langen Tisch und Bänke zum Sitzen beim Patronenfüllen daraus zu machen. Ich mußte nur froh sein, daß ich sie wieder in meiner Gewalt hatte. In einem Fach der Scheune hatten sie ein Appartement angelegt, und alles, was noch da war, lag in Unordnung wie Kraut und Rüben durcheinander. Aber ich konnte noch von Glück sagen, daß die Scheune nicht durch Unglücksfall in die Luft gesprengt war. Während der Zeit hatte ich für 79 Taler 16 Groschen Heu und Stroh gekauft.

Den 28. Januar wurde zwar die Stadt etwas leer — 7000 Mann hatten hier gelegen, nebst dem Generalstab, weil das Hauptquartier hier war, ein Marschall, 4 Generale und so viele Obristen —; aber es blieb das Lazarett hier, die Bäckerei und das Magazin, und die ewigen Hin- und Hermärsche! Ich bekam also am 30. desselben Monats einen Beamten nebst Frau ins Haus, die ich 33 Tage im Quartier hatte. Und dann die Durchmärsche auf ein oder zwei Nächte, wo wir nicht allein die Leute beköstigten, sondern ihnen auch noch des Morgens Fleisch und Brot mit auf den Weg geben mußten und — besonders nicht zu vergessen — Brannt-

wein, und das Mitgeben ging jetzt an und ist auch so beigeblieben, so daß ich nicht zu viel sage, daß ich bisher 3 Oghost Branntwein habe verschenken müssen, welches ich gar nicht mit in Anschlag gebracht habe, und die ganze Ausgabe und den Verlust 3000 Taler rechnen kann.

So gerne ich auch Geld verdiene und für meine Kinder und Enkel etwas zurückzuliegen wünsche, so könnte mir doch das Anerbieten gemacht werden, obige Summe anzunehmen, und die Last des Krieges mit aller Furcht, Schrecken und Angst nochmals 6 Jahre zu ertragen —, so würde ich mich doch gehorlamst bedanken, wenn auch alle Auslagen ersetzt werden sollten; denn meine und meiner Frau Gesundheit haben dabei gelitten, und ich würde es doch nicht erleben.

Den 4. April 1807 war der Rückzug der Franzosen, die überall die Brücken ruiniert hatten, und des Morgens zogen die Schweden in die Stadt, und sie rückten zu Demmin, Loitz, Tribsees und Damgarten über, wo sie allerwege wenig Widerstand fanden; denn die Franzosen zogen sich überall zurück und nahmen ihr Hauptquartier in Pasewalk. Die Schweden drangen vor bis Belling. Die Generalität war hier und etwas Besatzung, wovon ich 8 Mann in Quartier hatte, welche sich recht gut betrugten und dankbar und gottesfürchtig waren; aber Ungeziefer hatten sie in Menge, was bei den Franzosen eine Seltenheit war und essen tat ein Schwede für 2, auch 3 Franzosen; jedoch waren sie mit allem zufrieden, auch wenn sie wenig erhielten. Wer sie aber recht satt haben wollte, mußte gewiß doppelt aufschüffeln.

Den 16. April ging der Rückzug der Schweden wieder los, und der Marschall Mortier jagte sie von Pasewalk bis hier in einem Tage. Wir konnten das Geschiesse mit den Kanonen den ganzen Nachmittag hören. Bald schien es sich zu entfernen, bald zu nähern. Als endlich die Schweden, zuerst noch mit Musik, bis Mitte Peenstraße waren, da waren denn auch schon die Franzosen im Tor, und was von den Schweden noch über die Brücke kam, das war frei. Sie zogen die Brücke hinter sich auf, die andern wurden gefangen. Das war ungefähr nachmittags 3 Uhr. Das Jagen und Schießen in der Stadt und in den Straßen war fürchterlich, bis die Brücke aufgezogen war und es dann ein Ende hatte.

Bei der Gelegenheit muß ich einige Anekdoten erwähnen von der Treue und Einfalt der Schweden.

Vor der Apotheke auf dem Markte stand eine Schildwache von den Schweden, weil da selbst ein Stabsoffizier sein Quartier gehabt hatte. Da alles floh und in voller Karriere über den Markt, die Beensstraße und die Burgstraße hinunterjagte und lief, blieb er doch mit dem Gewehr auf der Schulter geruhig stehen, weil er nicht hatte abgelöst werden können und seinen Posten nicht verlassen wollte. Als schon alle französischen Truppen auf dem Markt standen, stand er immer noch fest. Es kommt einer geritten und haut ihn mit der flachen Klinge auf den Kopf, er bleibt immer geruhig stehen mit seinem Gewehr. Es wird ihm zugerufen, er solle das Gewehr niederwerfen und Pardon rufen, nichts bringt ihn außer Fassung, er steht immer fest, bis dann einige von den Bürgern hinzutreten, ihm das Gewehr wegreißen und ihn gefangen machen. Die Franzosen sahen seine Dummheit an und ließen ihn laufen.

Ich war selbst Augenzeuge, wie in meiner Straße ein französischer Chasseur geritten kommt. Vor ihm läuft ein Schwede mit Gewehr und Tasche. Jener holt ihn ein, der Schwede retiriert über zwei Stücken Holz an der Wand von Schuhmacher Diepermanns Haus, er stellt sich fest, greift mit der Rechten nach seinem Hut, nimmt den ab und bittet. Der Chasseur haut zu und trifft zwei Finger, der Schwede läßt sein Gewehr nicht los, der Chasseur reitet weiter, der Schwede behält sein Gewehr, läuft nach Fuhrmann Potenberg seinem Hause, sucht da Schutz, die wollen oder dürfen vielmehr ihm nicht Schutz geben. Er kommt also da wieder heraus und läuft mit seinem Gewehr und mit blutender Hand nach dem Neuen Thor zu. Wo er geblieben ist, weiß ich nicht.

Solche Anekdoten sind mehrere passiert, wo die Schildwachen so lange auf Posten stehen blieben, bis die Franzosen sie in Empfang nahmen.

Ich hatte meinen offenen Laden, sowohl die Haustür als auch die Fensterläden dicht zugemacht, um nichts zu hören und zu sehen, und wünschte auch nichts zu verkaufen; aber da sind doch die Leute so unartig und so zudringlich, gerade in solchen Augenblicken nach dem Laden zu laufen und was kaufen zu wol-

len, besonders Branntwein, womit sie sich beizeiten schon längst hätten versehen können. So ungern ich auch die Tür zum Verkauf aufmachte, so mußte es nun doch geschehen, um das Bitten abzuwehren, und obgleich ich sofort wieder zuschloß, so mußte ich doch die Abgefertigten wieder herauslassen. Wie ich nun eine alte arme Witwe aus der Tür lasse, kommen zwei holländische Plänkler, die mit der Vorhut mußten vorausgelaufen sein, um zu plündern, fallen die arme Frau an und rufen ihr zu, sie solle ihr Geld herausgeben. Das arme Weib hatte nur einige Groschen bei sich, auch die nahmen sie ihr weg. Ich stehe in der Stube und sehe durch die Fensterläden; meine Tür ist dicht zu. Indem kommt abermal ein altes Weib aus meinem Hause gelaufen, das eine Kleinigkeit geholt hatte. So wie sie die Tür aufmacht, kommen eben genannte Plänkler in mein Haus. Der eine hält sein Gewehr mit aufgezogenem Bajonett mir, der andere meiner Frau auf den Leib und fordern Geld, schimpfen auf schwedische Canaillen, ob sie gleich recht gut wissen mußten, daß wir Preußen waren. Der eine greift nach seiner Patronentasche, holt eine scharfe Patrone heraus und schüttet Pulver auf die Pfanne. Mir war das Ding so lächerlich. Ich sagte: „Mein Sohn, die Arbeit ist unnütz, hier ist nichts zu schießen, und du kommst von der Verfolgung, und ihr solltet eure Gewehre nicht geladen haben? Das wäre sonderbar.“ Der Kerl wollte also seine Patrone wieder in seine Patronentasche stecken, mußte sie aber wohl vorbeigesteckt haben, und sie lag auf der Erde, wo ich sie nachher fand und sie bis hierher zum Andenken aufbewahrt habe. Da ich nun sah, daß es Blos Brüllerei war und es nur in Geschwindigkeit auf Geld abgesehen war, mußte meine Frau nach der Stube gehen und jedem einen Taler herausholen. Damit waren sie aber nicht zufrieden, und meine Frau mußte abermal in die Stube gehen, und mit 4 Talern habe ich sie mir denn endlich abgekauft, worauf sie es in einer andern Straße ebenfalls so gemacht haben und zwar noch etwas größer. Ich und meine Frau und ein Mädchen waren allein zu Hause. Mein Sohn war ausgegangen. Es wäre eine Kleinigkeit gewesen, so enge, wie mein Hausflur ist, ihnen die Gewehre wegzureißen und sie alle beide zu arretieren, besonders, wenn mein Sohn da war; aber ich befürchtete nur,

die Kerle hätten Lärm gemacht, und wie immer noch welche von den Franzosen in den Straßen patrouillierten, daß mehrere dazu gekommen wären, und dann hätte ich mich vielleicht Mißhandlungen und auch gänzlicher Hausplünderung aussetzen können. Ich ließ es also dabei gut sein und wünschte ihnen eine glückliche Reise, jedoch kann ich auf Treu und Glauben versichern, daß ich wenig Angst hatte und fühlte; denn ich hielt es bloß für eine Posse, welche es auch war. Meine Frau und das Kind, mein kleiner Enkel von Wiebckern, die ängstigten sich sehr. Die Kleine sagte immer: „Großmutter, gib doch nur.“

Eine kleine Stunde später bekam ich schon einen Sanitätsoffizier in Quartier mit einem Schein. Wäre der schon vorher dagewesen, so hätte er mich vielleicht schützen können, aber er tat und konnte es nachher doch nicht. Erstens hatten sie nicht Respekt vor ihm, und zweitens war er so müde. Er hatte einige Nächte nicht geschlafen. Hier fand er nun eine warme Stube, ein gutes Bett und gutes Futter für sich und sein Pferd, so daß er des Nachts, so vielmals ich es auch versuchte, nicht aus dem Schlaf zu bringen war.

Nun stürzte alles, von der Infanterie und der Kavallerie, nach der Stadt zu. An ein ordentliches Einquartieren war nicht zu denken. Jeder quartierte sich ein, wo er wollte und konnte. Es wurden wohl Scheine ausgegeben, aber ohne Ordnung. Wer einen Schein hatte, der suchte sich sein Quartier. Wer keinen hatte, der nahm Quartier, wo er Platz fand. Die Türen hatte ein jeder zugemacht; aber sie schlugen mit den Gewehrkolben an die Tür oder die Fensterläden, daß jeder, wenn ihm seine Haustür und seine Fensterläden lieb waren, wohl aufmachen mußte. Ich bekam also soviel, als wir Platz im Hause hatten. Welche kamen, welche gingen wieder weg, von verschiedenen Regimentern und Bataillonen, Infanterie und Kavallerie. Zwischen 12 und 1 Uhr nachts kamen noch welche mit einem Schein an. Ich wollte nicht aufmachen, aber das half nichts. Frau und Mädchen hatten genug mit Kochen und Aufwarten zu tun. Das Feuer ging auf dem Herd nicht aus, an Schlafengehen war nicht zu denken, und wieviel ich gehabt und gespeist habe, das soll wohl ein Rätsel bleiben. Die Nacht wurden verschiedene Häuser geplündert, und besonders die Witwe des Kupferschmiedes See-

ling in der Keulstraße und weiter herunter in der männlichen Straße des verstorbenen Fräulein Deuthen, wo die Stuben und Sachen versiegelt waren. Ich wurde nachher noch von den Erben, des Kaufmann Collins, Ehefrau zu Demmin und des Bruders des Postmeisters Deuth zu Ratibor in Schlesien, als Bevollmächtigter in den Erbschaftsangelegenheiten ernannt, wobei ich die Zerstörung und Wegnahme der Sachen erst recht gewahr wurde. Gold, Silber, Geld, verschiedene Obligationen und Dokumente fehlten, und was alles entzwei geschlagen war! Genug, es war eine fürchterliche Nacht.

Des andern Tags hätte ich wohl 30, 40 kupferne und messingne Kessel und Töpfe kaufen können, die die Soldaten, besonders die Holländer den Leuten in der Stadt und in der Vorstadt und auf dem Lande weggenommen hatten; aber ich danke dafür. Sie wurden sie doch los, auch Wäsche und Leinzeug. Mancher ist wohlfeil zu einem Tafelgedeck gekommen, welches nicht für ihn gemacht worden war.

Die Nacht brach man auch meine Scheune vor dem Tor wieder auf, haute die Tür ein und machte einen Pferdestall daraus, was ihnen auch recht bequem war. Im Fach war Heu und oben auf dem Balken Heu, so daß die Pferde bis an die Knie im Heu standen, kurz, es war ein herrliches Leben.

Einige Tage später, und es kam zu einer reellen Einquartierung. Meine Scheune wurde aber noch lange nicht ledig. Was sie nicht selbst verbraucht hatten, das hatten sie an die dortigen Nachbarn versilbert. Was ich fand, war Mist, den konnte ich austräumen.

Nun blieb es bei einer gelinden Einquartierung bis Anfang Juli, wo sich dann die Franzosen und Holländer in der Stadt und in hiesiger Gegend wieder sehr anhäuften und abermal am 14. Juli der Einmarsch in Schwedisch-Pommern geschah und Stralsund belagert wurde, das der König von Schweden Gustav Adolf, welcher selbst in Stralsund war, gutwillig räumte und sich heimlich und in aller Stille nach der Insel Rügen übersetzen ließ, um sich nach Schweden einzuschiffen, und die Einwohner von Stralsund, sowie ganz Schwedisch-Pommern und Rügen ihrem Schicksal überließ. Darauf besetzten die Franzosen das Land, ließen die Festung schleifen und blieben bis 1812 in ihrem ruhigen.

Pist. Es kamen zwar nach einigen Jahren wieder Truppen aus Schweden, die aber das Land gemeinschaftlich mit den Franzosen besetzten; aber im Frühjahr 1812 wurden sie alle wieder zu Gefangenen gemacht und hier durchtransportiert.

Bei Gelegenheit des zweiten Einmarsches in Schwedisch-Pommern wurde mir abermal meine Scheune durch bayerische leichte Reiterei aufgebrochen und zum Pferdestall gemacht. Ich bekam gleich Nachricht davon und ging bei dem Obristen klagen; denn sie hatten es ohne Erlaubnis getan und hatten einen Quartierschein auf den St. Jürgen. Ich bekam einen Offizier mit, und nun sollten und mußten sie räumen. Sie wollten ungern daran, schimpften auf mich und sagten: „Wart, du Bauer, dich soll der Teufel holen.“ Sie wollten mich schlagen, durften aber nicht, der Offizier stand neben mir. Ich durfte mich aber nicht trauen, in die Scheune zu gehen. Ich blieb aber so lange da, bis sie weg waren, und nagelte und schloß meine Tür so gut zu, wie ich konnte; aber sie hatten die Drohung noch wiederholt, wie sie weggingen, und ich war mir nichts Gutes vermuten. Ich glaubte, sie steckten die Scheune an und ließen sie abbrennen. Ich machte alle Tage fleißig einige male Spaziergänge um die Scheune. Es war alles noch gut; aber die letzte Nacht vor dem Abmarsch hatten sie die Hintertüre, wo ein schwedisches Schloß vor lag, erbrochen, sie hatten mit einer Axt oder einem Beil solange auf das Schloß geschlagen, daß es endlich in Stücke gehen mußte. Ausheben ließ sich die Tür nicht, dafür war geforgt. Nun hatten sie das Heu, welches schon frisches Heu war, von oben auf den Scheunensflur heruntergeworfen und weggetragen, sodaß ein von Heu bestreuter Weg von meiner Scheune nach St. Jürgen ging. Was sie selbst nicht fortzuschleppten, holten andere Leute. Ich habe selbst noch verschiedene Wunde bei meinem Nachbar gefunden. Was sollte ich machen? Klagen? Dann mußte ich befürchten, bei einer Gelegenheit rekommandiert zu werden, daß es mir noch übler erginge, wie es schon geschehen war. Denn die Knechte der französischen Artillerie sagten selbst, daß sie von dem und dem dahin gewiesen worden seien. Das beste war, stillschweigen, seine Wunden so gut, wie man konnte, verbinden und der Zeit überlassen, sie zu heilen. Ich habe erfahren, bei Kriegs-

zeiten hört alle Freundschaft und Gevatterschaft auf, und ein jeder ist nur auf sich selbst bedacht und sucht die Last von sich auf andere zuwälzen. Es ist zwar jederzeit die Freundschaft sehr rar und kostbar und bei ruhigen Zeiten mit einer Laterne zu suchen; aber bei Kriegszeiten kann man zwei anstecken und wird doch keine finden.

Am 25. Februar 07 bekam ich des Nachmittags zwei Unteroffiziere von der Artillerie ins Haus, welche nichts gut genug kriegen konnten zu essen. Des abends verlangten sie Wein, welchen ich ihnen nicht geben wollte. Da sie den nicht bekamen, so wurde ein grausamer Spektakel. Wollte ich mir Ruhe verschaffen, so mußte ich man nach dem Rathause gehen, so ungern ich auch den Weg vorher und in der Folge sozusagen gar nicht wieder eingeschlagen habe. Ich brachte also meine Klage an. Die gaben mir den Rat, zum Plazkommandanten zu gehen, der bei dem Kaufmann J. A. Stavenhagen in Quartier lag. Ich brachte meine Klagen an. Sein Sekretär, den er als Dolmetscher hatte, erbot sich sogleich mitzugehen und versprach, mir Ruhe zu verschaffen und den einen, welcher besonders sich sehr toll anstellte, sogleich in Arrest zu bringen. Unterwegs frug er: „Ist es noch weit?“ und erzählte mir auch, wie er heute schon an vielen Orten gewesen sei, um Ruhe zu schaffen, und sich 5 Taler Trinkgeld dabei verdient habe. Nun frug er mich, was ich ihm gäbe. Ich tat immer, als wenn ich nicht hören könnte, und antwortete darauf gar nicht. Als wir hier in die Straße kamen, fing er abermals an, wieviel er für seinen Gang und seine Bemühung zu erwarten hätte, und forderte mir einen Taler ab. Ich gab ihm zur Antwort, daß er wohl mit mir scherze und von mir nichts nehmen würde, erstens wäre es seine Pflicht und zweitens wären wir doch wohl genug gequält, und wenn ich ihn bezahlen sollte und Geld ausgeben wollte, hätte ich ja nur einige Flaschen Wein geben und mir die Gänge, die ich gemacht, ersparen können. Meine Frau stand schon mit brennendem Licht vor der Tür, ihr wurde die Zeit schon lang, und sie hatte sich nebst meinem Schwiegersohn Potenberg schon gestritten, weil der Kerl immer Wein forderte, den ich ihm doch nicht geben wollte, und hatte dann einen Taler herausgezogen und gesagt, nun denn sollte sie ihm dafür welchen holen lassen

Meine Frau ruft das Mädchen, die soll hingehen. Er hält ihr auch den Taler hin; sowie sie aber hinlangt, zieht er die Hand zurück, weist ihr die Zähne und sagt: „Sieh, alte Hege, ich will dir was — —“

Mein Herr Sekretär kam in das Haus, es wurde ihm die Stube gewiesen, wo sich meine Gäste befanden, er parlierte mit ihnen, kam heraus und ging in meine Stube und sagte, ja, das wären Unteroffiziere von der Artillerie, denen müßte ich Wein geben. Da half also nichts, ich mußte das Mädchen hinschicken und welchen holen lassen, und anstatt, daß ich nur zwei Gäste hätte gehabt, so hatte ich nun deren drei. Ich mußte noch ein Glas geben, und nun ging das Fressen und Saufen tapfer los. Ich wollte mich nicht dabei beruhigen. Ich ging wieder nach dem Rathause und war willens, so in aller Stille die sauberen Gäste aufheben und sämtlich in Arrest stecken zu lassen. Zum Unglück war keiner da, der gut französisch sprach und mit mir zum Platzkommandanten gehen wollte. Es wurde also der junge Bluth geholt, welchem die Sprache geläufig ist. Als er aber die Geschichte gehört hatte, lehnte er aber gleich ab und sagte, er stünde gern zu Diensten, aber in dieser Art könnte er nicht dienen; denn er wäre zu bekannt mit dem Sekretär, und er ging weg. Während der Zeit, die hiermit verfaumt worden war, war auch schon der Platzkommandant zu Bett gegangen. Es war 10 Uhr, ich mußte nun nach Hause gehen, wo ich meine Gesellschaft traf, und geduldig aushalten. Des andern Morgens ging ich wieder nach dem Rathause und erzählte den Vorgang, wobei ich denn gleich bat, wenn die Herren wieder zurückkämen, mir sie nicht wieder in Quartier zu legen, was mir auch versprochen wurde. Sie sind noch zweimal hier durchgekommen. Das eine Mal wurden sie in der Steinstraße bei dem Brenner Schmidt untergebracht und haben da auch so getobt, daß Wirt und Wirtin aus dem Hause gelaufen sind und der Mann nach dem Rathause, um dort seine Kragen vorzubringen. Das dritte Mal hatten sie ihr Quartier bei dem Pächter Meyer auf dem Stadthof vor dem Steintor, wo es auch nicht besser hergegangen ist. Der Herr Sekretär kam den andern Tag in Geschäften auf das Rathaus, wo ihm denn der Bürgermeister Pustar derbe die Leviten gelesen hat mit der Drohung, es dem

Platzkommandanten zu melden. Der Schlingel war auf Stadtkosten ganz neu gekleidet worden und hatte noch überdies ein Trinkgeld erhalten; doch das half alles nichts. Er ist aber seit der Zeit nicht wieder nach dem Rathause gekommen.

Nachher im Januar 08 kriegte ich einen Leutnant Tournay, einen geborenen Pariser, in Quartier, welcher 144 Tage blieb und welcher mit uns am Tische speiste und sich wie ein Hund im Hause betrug; dagegen war sein Bedienter, auch ein Jäger vom 13. Regiment, wider ein Schlingel, der nichts gut genug kriegen konnte. Nicht nur, daß er mir allerlei Schaden zufügte, er machte auch immer Stänkerei. Zum Glück hatte ich ihn nur 48 Tage in Quartier, da wurde ich ihn los. Nach beinahe einem Jahr kamen beide wieder hierher nach der Stadt. Ich nahm beide freiwillig wieder in Quartier nebst den beiden Pferden. Mein Jäger aber, ein Deutscher mit Namen Schmidt, machte eben wieder dumme Streiche. Die Pferde standen im Torweg. Ich hatte, es war Sommer, mit vielen Kosten schieres Stroh gekauft, welches ich zum Bindelboden brauchen wollte. Das hatte er zum Teil den Pferden untergestreut, zum Teil hatten es diese selber aufgerissen und zertreten. Ich war darüber so aufgebracht, daß ich mir zuschwor, der Kerl sollte einen Denkartel haben. Meine Frau bat mich, ich sollte es nicht tun, aber ich war so böse, daß ich dem Kerl hätte totschlagen mögen, weil er meine Güte so mißbrauchte. Denn er hatte hier ja kein Quartier, sondern es war nur Freundschaft und Gefälligkeit, daß ich ihn aufnahm. Es geschah auch nicht feinest, sondern seines Herrn wegen. Sowie er in die Tür tritt, rufe ich ihn in die Stube, halte ihm seine Unartigkeit vor und gebe ihm ein paar derbe Maultschellen. Dann krieg ich ihn bei dem Kragen und schmeiß ihn aus dem Hause und gebe ihm noch einen Schupps mit dem Fuß vor den Hintern, und so war er weg und kam nicht eher wieder, bis er die Pferde abholen mußte. So hatte ich Revanche, und nun ließ ich meine Frau auch wieder ein von dem Hofe, wo ich sie solange ausgeperrt hatte, die konnte mir denn wohl ansehen, wie sehr ich mich aufgeregt hatte. Monsieur Tournay hätte mir gewiß den Schaden ersetzt, wenn ich es ihm gesagt hätte; aber das wollte ich nicht. Da es gerade Mittagzeit war und ich

nicht essen konnte und wollte, so ging ich nach dem Garten spazieren vors Tor, um mein Geblüt wieder zu beruhigen, und damit war die Sache erledigt.

Die Italiener, alle, die ich im Quartier gehabt habe, sind die besten Leute gewesen, ob sie uns gleich vorher, ehe wir sie zu sehen bekamen, so schlimm beschrieben wurden; denn sie waren mit allem zufrieden, was sie erhielten, und sagten kein Wort und waren immer stille. Die Franzosen waren auch die allermeisten gebildete Leute, und nur sehr wenige unnütze Knechte gab es darunter. Die Holländer und die Deutschen waren die tollsten.

Es blieb denn nun immer so eben bei mit der Einquartierung und den Durchmärschen, bis es sich dann wieder so was, wegzog, nachdem Rußland und Preußen mit Frankreich Frieden gemacht hatten, und nun ging es dann wieder auf Oesterreich los. Ganz frei blieben wir immer nicht, sondern Durchmärsche kamen immer. Es war nicht allein, daß wir den Truppen Quartier und Essen und Trinken geben mußten, sondern wir mußten ihnen auch was mit auf den Weg geben, Fleisch, Brot, Käse und Butter, und dann ihre Flaschen mit Branntwein füllen, und den konnten sie immer nicht genug kriegen. Und was sollte man dann tun, besonders bei dem Abmarsch, wo alles in Verwirrung war! Klagen und sich gar wohl Mißhandlungen aussetzen? Man mußte nur froh sein, wenn man sie los wurde, obgleich man wohl wußte, daß frische wieder im Anzug waren. Oft sind wir angeführt worden, besonders, wenn die Holländer hier lagen. Da hieß es Marsch des Abends, und die Trommel schlug; nun wurden sie abgefüttert und für die Reise mit Mundvorrat und Branntwein für ihren Wagen versehen. Wir legten uns geruhig nieder, und um 3, höchstens 4 waren sie wieder da, und so ging es oft, daß wir immer vergebliche Hoffnung hatten. Ueberdies requirierte die Einquartierung oft im kleinen bei den Wirten, was die großen Herren im großen auf dem Rathause forderten. Es war nichts zu klein oder zu groß. Was sie brauchen konnten, mußte ihnen gereicht werden; außer Wäsche, in nicht unbeträchtlicher Menge, Schuh- und Stiefelwische, wozu sie auch Eier gebrauchten, alte Lappen, Nadel und Zwirn, nicht zu vergessen Tabak, kurz, alles, was nur

zum menschlichen Leben gehört und zur Ausstattung eines vollkommenen Militärs; denn Löhnung bekamen die Soldaten nicht, und wenn sie mal was bekamen, so war es wenig und wurde auch nicht von ihnen ausgegeben; denn sie verließen sich auf das Fordern vom Wirt, entweder durch Güte oder durch Gewalt.

Hier muß ich noch eines erwähnen, was bis dahin auch vom Militär nicht gehört und nicht verlangt ist. Am 11. Dezember 07, als die Franzosen in Anklam einrückten, verlangte der wachhabende Offizier auf der Peentorschen Wache eine Bettstelle mit Betten vom Magistrat. Weil sie wußten, daß wir hinlänglich damit versehen waren und viele Jahre lang welche zur Miete in ansehnlicher Menge ausgetan hatten, — durch gewisse Umstände war aber der Vorrat ziemlich aufgebraucht, und wir hatten es aufgegeben — schickten sie einen Diener zu mir und ließen darum ersuchen. Ich schlug es aber rund ab. Der Herr Bürgermeister Pustar schickte abermal einen Diener und ließ mich dringend bitten, ihm doch aus der Verlegenheit zu helfen. Der Diener äußerte, wenn nicht in der Zeit von einer Stunde ein Bett nebst Bettstelle in der Peentorschen Wachtstube für den dortigen Offizier wäre, so sehe sich der Bürgermeister Mißhandlungen ausgesetzt. Was sollte ich tun? Meine Obrigkeit zu unterstützen, wenn Not da ist, ist Bürgerpflicht. Ich versprach es ihm also. Eins von meinen Mädchen und die Ordonnanz mußten es hintragen. Es bestand aus einer Bettstelle für eine Person, 2 Unterbetten, 2 Pfühlen, 1 Kopfkissen, 1 flächsenem Bettlaken und 1 Daunendeckbett, wo ich selbst unter gelegen hatte, mit Rattunüberzügen. Schlechte und gewöhnliche Betten hatte ich nicht mehr übrig; denn die mußte ich selbst gebrauchen für meine Einquartierung und auch welche aufheben; denn ich wußte nicht, was noch kommen würde, und ich hatte nur zu recht, es verging ein Monat, es vergingen 2, 3 Monate, da war nichts davon zu hören und zu sehen. Ich frug mal an auf dem Rathause; aber da war keine Erhöhung, denn die hatten alle Hände voll zu tun mit wichtigen Geschäften. Der Torfschreiber Roth am Peentor sagte mir, ich sollte doch machen, daß ich die Betten wieder bekäme, es wäre doch schade um die schönen Betten, da würde so mit hausgehalten, daß ich be-

fürchten mußte, daß keines ganz bliebe und vielleicht auch gar keine wieder kriegte, das Bettlaken wäre schon fort. Ich ging abermal nach dem Rathause. Man gab mir einen Dolmetscher mit nach dem Platzkommandanten und ließ um Rückgabe der Betten bitten; aber da war keine Erhörung. Auch wurde der Versuch nochmals gemacht; aber es half nichts. Endlich nach einem halben Jahre wurde mir gesagt, daß ich die Betten könnte abholen lassen. Ich ließ also mit Bedacht den Mann wieder kommen, der sie mir hingetragen hatte, nahm ein Mädchen mit und begab mich nach der Peentorschen Wache. Da sah ich die Bescherung. Die Bettstelle war entzwei, das Laken fehlte, ein Pfühl und ein Kopfkissen waren auch weg, in den Ueberzug, welcher entzwei war, waren alte Federn gesteckt, die nichts anderes wert waren, als nach der Straße geworfen zu werden. Ich ließ sie also von meinen Leuten sogleich nach dem Rathause vorn in die Stube tragen und ging hinein und rief die Herren nebst dem Bürgermeister Pustar heraus und zeigte ihnen die Bescherung. Der Mann, der sie hingebracht hatte, mußte bezeugen, wieviel Stücke ich geliefert und wie sie beschaffen gewesen waren. Da bekam ich überdem noch Vorwürfe, daß ich solche guten Betten dazu genommen hätte. Genug, ich wurde getröstet, es sollte mir vergütet werden. Ja, es ist auch vergütet worden; aber — — —

Einigemal habe ich auch nach dem Rathause Betten geliefert für Offiziere, die da in Arrest gesetzt waren, für einige Nächte und das umsonst. Obgleich ich noch einigen guten Leuten für bare Bezahlung mit Betten ausgeholfen habe und ich und meine Leute und meine Einquartierung, alle auf Betten schliefen, so muß ich doch zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich noch einen recht großen Kasten gedrängt voll Betten behalten habe, wo bis diese Stunde noch kein Mensch auf gelegen hat und die ganz neu sind, und welche ich auch der Folge noch zu erhalten gedenke. Die, welche täglich vom Militär in Gebrauch gewesen sind, sind leider tüchtig mitgenommen worden, wie auch die Wäsche und das Tischzeug.

Diese Durchmärsche und kleinen Einquartierungen blieben so bei, wie die Quartierscheine beweisen, bis zu Anfang des Jahres 1812, wo sie dann etwas härter wurden. Die

französischen Truppen hatten sich im Mecklenburgischen und in Schwedisch-Pommern schon im Herbst angehäuft, und gerade an unserm Frühjahrsmarkt, dem Pferdemarkttag, kamen uns die unverhofften Gäste ungebeten wieder auf den Hals. Vorher war schon mal eine Truppe Kavallerie von Friedland nach Schwedisch-Pommern hier durchgezogen, ohne sich hier aufzuhalten und das Geringste zu fordern. Die Bürger glaubten, abermal so davon zu kommen; aber das schlug fehl. Sie begehrten, einquartiert zu werden, und die Bürger mußten sie in Quartier nehmen. Nun konnte sogleich kein Brot und Fleisch geliefert werden. Man mußte sie man aus unserm Beutel und unserer Speisekammer erhalten. In der Folge gab es wieder Fleisch und Brot so wie gewöhnlich. Vom Monat Mai ab wurde aus dem hier angelegten Königl. Magazin verabreicht außer Fleisch und Brot auch Erbsen oder Graupen, Salz und Branntwein, und zwar für einen Mann auf Tag und Nacht folgendes:

(Ein Kommisßbrot auf 2 Mann soll wiegen 1 Pfund 26 Lot 3 Quent)

1. an Brot 29 Lot 1½ Quent,
2. an Erbsen oder Graupen 2 Lot 1 Quent,
3. an Salz 1 Lot,
4. an Branntwein $\frac{1}{20}$ Berliner Quart,
5. an Fleisch 20 Lot.

Dieses alles wurde von 4 verschiedenen Orten geholt, und wer in einer etwas weiten Entfernung davon wohnte, hatte ½ Tag zu laufen, ehe er alles zusammenholte; denn manchmal war es noch nicht Zeit zum Abholen. Dann wieder war der Zudrang, besonders beim Schlächter, wieder so groß, daß man stundenlang stehen mußte, ehe man abgefertigt wurde. Wer es sich nun durch das Gefinde holen ließ, der konnte stundenlang warten, ehe es ankam und er das Mädchen wieder zu sehen kriegte. Und nun hatte er alles, was er zu fordern hatte. Wenn er es nun fünfmal aufbewahrte, so konnte er das 6. Mal seinen Einquartierten damit beköstigen, das heißt, was 5—6 Mann erhalten, das verzehrt einer den Tag über, ausgenommen das Brot; aber hinlänglich war auch dieses nicht. Ich habe doch immer Weiß- oder Schwarzbrot zukaufen müssen. Auch gab es mal eine Zeitlang Bier, sogenanntes Speisehiep, das war aber auch nicht hinlänglich, und die Zeit, die darauf verwendet wurde, es zu

holen, war noch kostbarer, so daß manche Leute weder das eine noch das andere holen ließen außer Fleisch und Brot.

Nun heißt es, überdem soll noch die Einquartierung für einen Mann mit 1 Groschen pro Tag vergütet werden, wenn — —. Davon ist noch keine Rede. Auch heißt es, es soll von der Vermögenssteuer in Abrechnung gebracht werden, ob nun von der gegenwärtigen zu 2½ % oder von der aufs neue ausgeschrieben und schon im Mai zahlbaren Kontribution, dieses wird die folgende Zeit lehren.

Zweimal habe ich auch ein Pferd liefern müssen, eins für einen Gendarm, der damit zweimal als Kurier nach Schlatkow war, wo sich der König von Schweden aufhielt und Friedensunterhandlungen mit dem sich hier damals aufhaltenden Marschall Broien eingeleitet werden sollten, das bekam ich in solcher Verfassung wieder, daß ich es, da es lahm war und blieb, für den halben Preis von dem, was mir vorher dafür geboten war, verkaufen mußte, sodaß ich einen Verlust von 30 bis 36 Taler dabei hatte. Das zweite Mal wurde mein Pferd angefordert für einen französischen Jäger. Es wurde in Stettin abgeliefert, von da nach Potsdam gesandt und war 125 Taler taxiert. Nach etwa 4 Wochen erhielt ich es wieder zurück, aber in einem miserablen Zustande. Es ist mir zwar etwas vergütet worden, aber immer nicht hinlänglich gegen den Verlust, so ich dabei erlitten habe.

Nun, nachdem die K.K. französische Armée einen großen Verlust in Rußland erlitten hat, so hoffet und schmeichelt man sich mit einem Frieden. Obgleich die ganze Welt und besonders Europa so sehnlich einem allgemeinen Frieden wünschet, so hoffe und glaube ich es noch nicht, sondern fürchte, dieses 13. Jahr in diesem neuen Jahrhundert noch erst recht schlimm hergehen zu sehen; denn die Forderungen, die an Preußen gestellt sind, sind unerschwinglich und können vom 10. Bürger nicht mehr bestritten und beschafft werden, und man schwebet in der Hoffnung mit Angst und Schrecken. Schließlich bemerke ich noch: Wenn Gott mir das Leben verleihet bis zum allgemeinen Frieden, werde ich den Ausgang des Krieges und wenigstens, was mir bis dato zugestoßen, als einen Anhang hierbei zufügen. Fordert mich aber der allmächtige Gott ab von dieser Welt und bringet mich zur Ruhe, welche ich so sehnlich wünsche und welcher ich mit Verlangen entgegen sehe, so bitte ich den Allerhöchsten, daß er meine zurückgelassene, mir so teure und in so vielen Drangsalen bewährt gefundene Ehefrau (wenn ich vor ihr aus der Welt gehen sollte) nebst den Kindern und Enkeln in seinen Schutz nehme und sie nie wieder einen Krieg erleben lasse, sondern stets die Friedenssonne scheinen lasse. Dies wünscht von Herzen

J. F. C. Sellin.

Geschrieben im Monat Januar 1813.